

Hans-Joachim Sander

Das Lebenszeichen Arbeit und der Sprachverlust der Arbeitslosen

Die Herausforderung eines Zeichens der Zeit

Das heutige Selbstverständnis des Menschen in der Erwerbsarbeitsgesellschaft wird sehr stark von der Zugehörigkeit zu einem bestimmten Beruf und zu einer regelmäßigen Arbeit in einem bestimmten „Betrieb“ definiert. Wer arbeitslos wird (und dies auch für längere Zeit bleibt), verliert damit die Grundlage seiner Identität. Die Spannung von Zugehörigkeit und Nichtzugehörigkeit zur Arbeitswelt drückt sich auch in der Sprache bzw. Sprachlosigkeit aus. Aufgabe der Kirche ist es, dem Sprachverlust der Sprachlosen zu wehren und so mitzuhelfen, die Probleme von Arbeitslosigkeit besser zu bewältigen. red

„De facto, da stehst da, ja, und jetzt muß plötzlich dein ganzes Leben umstellen, ne, bist raus aus dem Bekanntenkreis, weil die einzige, der erste Kontakt wennst mal einen kriegst ist ja, wennst selber drinstehst, wennst außerhalb bist, dann kommst also net rein. Und des is eigentlich des, was so auch meiner Meinung nach unheimlich schlimm is, wenn man arbeitslos ist, weil man doch draußen ist, aus allem draußen is. Aus'm Lebensrhythmus, aus dem ganzen Kreis der Kollegen, aus der Arbeit selber, aus dem Merken, daß man gebraucht wird. Ma is einfach draußen“ (Heinemeier 1991, 151).

So beschreibt ein dreißigjähriger Facharbeiter seine Arbeitslosigkeit. Diese Erfahrung verweist auf das Strukturmerkmal von Arbeitslosigkeit: die Differenz von Innen – dem „drin-Stehen“ im Beruf – und von Außen – dem „draußen-Sein“ aus der Arbeitswelt. Sie ist kein belangloser Zustand, sondern geht an Herz und Nieren. Wer draußen ist, übt nicht nur keinen Beruf mehr aus, sondern verliert den Lebensrhythmus; das Netz bisher tragfähiger Beziehungen bekommt Löcher, das Leben verlangt nach bedrängender Umstellung, nicht zuletzt wegen finanzieller Engpässe. Wer draußen ist, verliert den Sinn dafür, „daß man gebraucht wird“; wer drinnen ist, wird davon nicht so bedrängend heimgesucht. Hier verlaufen Lebensumstel-

lungen fehlerfreundlich, dort jedoch geht Orientierung leicht verloren.

Für Arbeitslose bedeutet diese Innen-Außen-Differenz einen tiefen Riß im Leben. „Über diese sozialen und zeitlichen Aspekte hinaus bezieht sich der Topos des ‚Draußen-Seins‘ bei Arbeitslosen auch auf den Ausschluß von den Arbeitsvollzügen selbst und vor allem auf den Verlust der Möglichkeit, positive Selbstdefinitionen und Sinnbestimmungen (‚Gebrauchtwerden‘) aufrechtzuerhalten. Die soziale Wertschätzung der Person wird hier eng mit der faktischen Zugehörigkeit zu einem produktiven Arbeitszusammenhang im Berufsalltag verknüpft.“ (Heinemeier 1991, 152) In Arbeit zu stehen, bedeutet mehr als die Mühsal, mehr als ‚Maloche‘. Das ist Arbeit zweifellos auch, aber sie verfügt zugleich über einen Gehalt, der besonders zu Tage tritt, wenn jemandem die Erwerbsarbeit genommen wird. Dann wird ein *Sprachproblem* offenkundig, das die von Arbeitslosigkeit Geschlagenen bedrängt und für eine Pastoral, die vor ihnen bestehen will, entscheidendes Gewicht besitzt.

1. Das Lebenszeichen Arbeit – im Innern eines gesellschaftlichen Codes

Wer die Erwerbsarbeit verliert, begehrt in der Regel nicht auf. Es ist die Angst vor dem Verlust, welche zum Protest führt; der Verlust selbst läßt Menschen verstummen und resignieren. In dieser Ohnmachtserfahrung offenbart sich die Bedeutung von Erwerbsarbeit über die Subsistenzsicherung hinaus, der sie zunächst einmal dient. In der Arbeit steckt eine Definitionsmacht für die eigene Existenz. Nüchtern betrachtet normiert die Erwerbsarbeit unterschiedliche Lebensentwürfe, aber gerade deshalb macht sie auf der anderen Seite die Subjektivität des/der Arbeitenden identifizierbar. Sie ist ein Zeichensystem, das die eigene Person mit anderen in ein Verhältnis bringt und Handlungsmöglichkeiten über den unmittelbaren Arbeitsvollzug hinaus stiftet. Dieser Zusammenhang schlägt sich sprachlich und gesellschaftlich nieder.

Jemand ist nicht zuletzt das, was er/sie tut: Bergmann, Werbetexterin, Lokführer, Krankenschwester. Die meisten unserer geläufigen Namen sind sogar aus einer solchen Kennzeichnung entstanden (Bauer, Becker,

Müller, Fischer, Schmidt etc.). Die Arbeit, die man tut, gleicht einem Besitzstand, der Menschen auszeichnet. Daher sagen wir auch, daß jemand „eine Arbeit hat“. Diese Objektivität macht es möglich, die Leistungsfähigkeit einer Person zu bewerten, auch wenn man sonst keine Beziehung zu ihr hat. Sie knüpft Verbindungen – Rechte wie Pflichten – über Blutsbande hinaus, die bisweilen von erstaunlicher Kraft sein können. Zugleich kann sich eine Person über die Arbeit, die sie hat und leistet, darstellen; was sie tut, macht sie ansprechbar und über das Ergebnis für andere identifizierbar. Jemand kann sich über die Arbeit einen Namen machen oder den Glanz seines Namens verlieren. Aus dieser Struktur sind im klassischen und nachmodernen Arbeitermilieu eigenständige Kulturen entstanden: Bergleute, Binnenschiffer, Lastwagenfahrer etc. Sie haben eine eigene Sprache, die nur bedingt zu verstehen ist, wenn man ihre Arbeit nicht kennt.

Was in der Arbeit zur Sprache kommt, hat eine schöpferische Macht auf personaler und gesellschaftlicher Ebene. Erwerbsarbeit ist ein pragmatisches Gebilde, das eine eigene Welt verkörpert. Jemand hört nicht auf, Chemiarbeiter zu sein, wenn der Feierabend beginnt. Mit Erwerbsarbeit sind zugleich Verhaltensgewohnheiten, Bedürfnisse und Freizeitvorlieben verbunden, die nicht zuletzt über den erzielten Lohn vorstrukturiert werden. Sie gibt auch Hinweise auf die gesellschaftliche Position, was sich insbesondere in einer dynamischen Industriegesellschaft mit reduzierten traditionellen Eliten auswirkt. Der Flugkapitän hat über seine Arbeit eine andere Stellung als die Haushaltsgehilfin, die Ärztin gilt mehr als der Straßenkehrer, der Professor mehr als der Hausmeister – und dabei zunächst ganz gleichgültig, wer von ihnen mehr Humanität im Umgang mit den Sorgen anderer aufweist.

Die Erwerbsarbeit bildet ein Zeichensystem aus, das die gesellschaftliche Wirklichkeit abbildet und prägt. Sie schafft Hierarchien, erzwingt Verhaltensmuster, taxiert Beziehungen. Sie ist so gesehen ein *Code*, ein austariertes System von Symbolen, Bildern und Zeichen, mit dem Menschen sich in der Wirklichkeit einer Gesellschaft zurechtfinden und mitbestimmen. Dieser gesellschaft-

liche Code hat eine prägende Macht über den Alltag des Lebens.

Wer eine Arbeit hat, verfügt über diesen Code. Er oder sie kann ihn auf sich anwenden und sogar selbst weitergestalten. Im Stolz auf die eigene Arbeit drückt sich die Verfügungsmacht über den Code aus. Wer erwerbsarbeitet, ist auch jemand und gehört zum produktiven Sektor einer Gesellschaft. Sie/er ist kein Niemand und weiß sich im Verhältnis zu anderen so zu definieren, daß die anderen auf ihn/sie sinnvoll reagieren können. Die klassisch gewordene Marienthal-Studie hat hierfür bezeichnende Äußerungen von arbeitslosen Frauen festgehalten: „Frau A. (29 Jahre) sagt: ‚Wenn ich wieder in die Fabrik zurück könnte, wäre das mein schönster Tag. Es ist nicht nur wegen dem Geld, aber hier in seinen vier Wänden, so allein, da lebt man ja gar nicht.‘ – Oder Frau R. (28 Jahre): ‚Jetzt ist die Arbeit leichter wie in der Fabrikszeit. Damals war ich die halbe Nacht auf und hab für die Wirtschaft gearbeitet, trotzdem war es mir lieber.‘ – Frau M. (32 Jahre): ‚Früher war es ja herrlich in Marienthal, schon die Fabrik war eine Zerstreuung.‘ – Frau S. (37 Jahre): ‚Seit dem Stillstand der Fabrik ist das Leben viel schwerer. Man muß sich immer den Kopf zerbrechen, was man kochen soll, das Geld reicht nicht. Man kommt auch nirgends hin, den ganzen Tag ist man eingesperrt.‘ – Frau P. (78 Jahre): ‚Ich würde gleich wieder webern gehen, wenn’s möglich wäre, die Arbeit fehlt mir halt.“ (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1975, 91 f.).

Durch die eigene Arbeit gewinnt jemand einen Platz in der Welt und kann in deren Differenzen auch bestehen. Der Code der Arbeit unterliegt umgekehrt auch den gesellschaftlichen Veränderungen; die Arbeiter der Krupp-Werke hatten im Dritten Reich eine andere Stellung. Heutige Versuche, sog. *corporate identities* aufzubauen, wollen an der gesellschaftlichen Macht des Erwerbsarbeitscodes kapitalisieren (vgl. Görs 1990). Ihre Codes sind aber nicht mit ihm identisch und müssen vielfältig eingeübt werden.

Es gibt Arbeiten, die selbst außerhalb des Codes der Erwerbsarbeit stehen, aber doch gesellschaftlich nicht ganz herausfallen. Das ist etwa bei den Hausfrauen – und wenigen Hausmännern – und den RentnerInnen der Fall. Sie sind nicht arbeitslos, sondern über

das ansprechbar, was sie tun oder früher gearbeitet haben. Insofern gehören sie zur Umgebung des Erwerbsarbeitscodes; in der Frage der Rentenansprüche für Kindererziehungs- und Pflegezeiten wird das deutlich. Eher leichtfüßig stehen die außerhalb des Codes, welche seine Regeln nicht beherrschen müssen – z. B. Kinder in kinderarbeitsfreien Ländern oder Leute, die „Arbeit nicht nötig haben“, weil sie bereits über einen gesellschaftlich herausgehobenen Platz verfügen. Bedrängt außerhalb stehen aber jene, deren schiere Existenz die Bedeutung dieses Codes in Frage stellt: die Erwerbslosen. Sie kennen die Regeln und spüren ihre Macht, aber können nicht mehr davon profitieren. Sie sind eine potentielle Bedrohung der Ordnung, die mit diesem Code einhergeht. Ihre Existenz zu beschreiben, ist ein Repräsentationsproblem für den Code des Erwerbslebens und vor allem für sie selbst.

2. Außerhalb eines selbstverständlichen Sines – das Sprachproblem Arbeitslosigkeit

Wer arbeitslos wird, verliert nicht die Fähigkeit zu sprechen, aber kann den Code des Erwerbslebens nicht mehr auf sich beziehen. Er/sie steht draußen und spricht zugleich die Sprache des Erwerbslebens, deren Zeichen ihn/sie nur mehr sehr bedingt markieren. Er/sie ist weder Kind noch von Arbeit freigestellt, weder FamilienarbeiterIn noch RentnerIn. Wie aber kann sie/er sich definieren und was sollen die anderen von ihm/ihr halten?

Arbeitslosigkeit bedeutet neben den ökonomischen und sozialen Folgen gerade auch den Verlust dieser Darstellbarkeit. Sie läßt eine Person verstummen, wenn sie sagen soll, was sie ist. Schon der Begriff „Arbeitslosigkeit“ ist nicht umsonst eine negative Formulierung. Sie kann nicht offensiv bestimmt werden, weil sie ins Außen des Normalen drängt. Sie bestimmt mit der Sprache derer, die dazugehören, jene, welche am Innen des Codes nicht mehr teilhaben. Insofern ist Arbeitslosigkeit ein Überschreitungsbe-griff dieses Codes, an dem die Differenz des Dazugehörens zum Abgeschobensein aber um so schmerzlicher hervortritt. Sie definiert jemanden über das, dessen er oder sie verlustig gegangen ist. Das bedeutet zugleich: Sie anonymisiert. Statt als eigenständiges Subjekt identifizierbar zu sein, wird

die arbeitslose Person in das Heer derer eingereiht, die nicht mehr den gesellschaftlichen Code der Erwerbsarbeit benutzen können. Selbst jemand, der krank ist, fällt aus ihm nicht heraus, sondern ist nur vorübergehend nicht fähig, sich mit Arbeit zur Sprache zu bringen.

Wer aber arbeitslos wird, steht vor einem Bruch in der Biographie. Die Selbstverständlichkeiten der Sprache ziehen nicht mehr, weil der Lebensrhythmus nicht mehr der Realität entspricht, auf die sich die gewohnte Sprache bezieht. Der morgendliche Pendlerstrom in die Stadt hat urplötzlich eine andere Bedeutung; statt gemeinsames Ärgernis präsentiert er nun die Einsamkeit einer trostlosen Lebenslage. Ein solcher Bruch in der Biographie macht sprachlos. In ihm besteht wenig bis kein Interesse für Arbeit an und mit der Sprache, trotz des Leerlaufs verfügbarer Zeit gibt es keinen Platz für Bildungsnachfrage.

Unter den Arbeitslosen von Marienthal wurde eben kein Zuwachs in der Buch- oder Zeitungslektüre festgestellt, sondern ein signifikanter Rückgang der Leselust. „Die Leute sprechen das oft auch selbst aus: Herr S.: ‚Meine freie Zeit verbringe ich größtenteils zu Hause. Seit ich arbeitslos bin, lese ich fast überhaupt nicht mehr. Man hat den Kopf nicht danach.‘ – Frau F.: ‚Früher habe ich viel gelesen, ich habe die meisten Bücher in der Bibliothek gekannt. Jetzt lese ich weniger. Mein Gott, man hat jetzt andere Sorgen!‘“ (Jahoda/Lazarsfeld/Zeisel 1975, 57 f.) Die 1918/19 in Hamburg konzipierten allgemeinen Bildungsmaßnahmen für erwerbslose Jugendliche und Erwachsene scheiterten vollständig; die Fluktuation unter den Teilnehmern war sehr groß und ihre Zahl sehr gering. Die Blätter der Arbeiterbewegung griffen zu massiven moralischen Appellen: „Die freie Zeit, die den Erwerbslosen jetzt zur Verfügung steht, könnte also durchaus nützlich angewendet werden. Aber man soll nach dem Erfolg dieser guten Absichten ja nicht fragen. Es ist geradezu beschämend. Nicht nur für die Erwerbslosen selbst, sondern für sie als Arbeiter schlechthin! (. . .) Also Erwerbslose! Macht es Euch zur Ehrensache, zu beweisen, daß das Wort vom Bildungshunger des Arbeiters nicht nur eine leere Phrase ist“ (Zit. nach Reh 1995, 136 f.). Das blieb ohne Erfolg. Zwischen dem Arbeiter und dem Arbeitslosen

klafft eine tiefe Sprachdifferenz; beide lassen sich nicht über denselben Leisten schlagen.

Wer sprachlos wird, kommt in der Ordnung der Dinge durcheinander; der Sinn für die eigene Welt wankt. Wer sich nicht mehr mit dem, was er/sie tut, darstellen kann, verliert an Widerständigkeit und ist schneller bedroht. Arbeitslosen fehlt die Bühne, die eigene Person erfolgreich in Szene zu setzen und eigenständig anderen gegenüber aufzutreten. Sie werden vielmehr als Last empfunden und als Kostgänger der von den anderen alimentierten sozialen Systeme angesehen. Zwar verkörpern Arbeitslosengeld und Sozialhilfe ganz unterschiedliche Rechte, doch gehören beide für den Erwerbscode zum Fürsorgebereich. Sie stehen beide für das Außen dieses Codes.

Darin liegt eine Bedrohung gerade auch für die Arbeitsplatzbesitzer; die Selbstverständlichkeiten ihres Lebens werden in Zweifel gezogen. Auch müssen sie angesichts großer Arbeitslosenzahlen um ihre Beschäftigung fürchten; die Zahlen sind sowohl Indiz für schlechte Wirtschaftslage wie potentielle Konkurrenten. Der Beginn der Arbeitslosenbildung nach dem Ersten Weltkrieg ist nicht umsonst mit der Furcht vor dem revolutionären Potential von Arbeitslosen verbunden; Weiterbildung im beruflichen und allgemeinbildenden Bereich sollte dieses Potential entschärfen (vgl. Reh 1995, 105 f. und 115 f.). Denn Arbeitslose stehen „draußen“ und sind das Einfallstor für einen Ordnungswechsel im Innern. Ihre Außenexistenz darf darum keine konstitutive Rolle im Innern der Gesellschaft spielen. Zugleich gilt ihnen gesellschaftliche Obacht, damit kein Rachezyklus der Ausgegrenzten in Gang kommt. An dieser neuralgischen Differenz setzt die gesellschaftlich sanktionierte Bildungsarbeit mit Arbeitslosen an (vgl. Reh 1995). Sie folgt zwei sehr verschiedenen Strategien. „Es entwickelte sich zum einen ein arbeitsmarktorientierter Bildungsansatz, in dem es um die Vermittlung beruflicher, also auf dem Arbeitsmarkt direkt verwertbarer Kenntnisse geht, und zum anderen ein Ansatz, der deutlich auf eine Kompensation negativer Auswirkungen der Arbeitslosigkeit auf die Persönlichkeit abzielte“ (Reh 1995, 8). Weiterqualifizierung und Fürsorge sind vom Innern der Erwerbsordnung her konzipiert; beide

greifen das Außendasein der Arbeitslosen nur als zu überwindendes Hindernis auf. Weder wird die Struktur des Arbeitsmarktes in Frage gestellt, noch die Verteilungsgerechtigkeit in der Gesellschaft zum Problem gemacht. Die Fürsorgestrategie erfährt die Arbeitslosen als hilflos – im Fall der Jugendlichen speziell als verwahrlost (vgl. Reh 1995, 66–69 und 86–94) – und die Gesellschaft davon bedroht. Für die Qualifizierungsstrategie verhindert Arbeitslosigkeit die segensreiche Wirkung der Marktmechanismen. Sie begreift Arbeitslose als fehlgeleitete Erwerbslose und ihre Marktanpassung als primär bürokratisches Problem.

In beiden Strategien wird das analytische Potential der Außen-Existenz der Arbeitslosen für eine Gesellschaft verdeckt; in beiden kann erst die Erwerbsarbeit den Sinnverlust auflösen und neuer Lebensperspektive Platz schaffen. Aus der Sicht der Arbeitslosen ergibt sich ein dem ganz entsprechendes Ziel. Der mächtige Repräsentationscode der Erwerbsarbeit macht es schwer, ein anderes überhaupt zur Sprache zu bringen. Im Fall einer Dauerarbeitslosigkeit entsteht daraus eine strukturelle Tragik: Nur das, was nicht mehr zu erreichen ist, könnte den Sinnverlust stoppen, den die Ausgrenzung aus dem Innern des Erwerbscodes bedeutet. Auch wenn die Arbeitslosigkeit lange dauert und realistisch betrachtet nicht zu Ende gehen wird, halten die Betroffenen an der Orientierung des Erwerbscodes fest. Das zeigt der Verlauf von Arbeitslosigkeit in den neuen Bundesländern der BRD: „Arbeitslos Gebliebene schätzten ihre Aussichten offenbar schon zu einem frühen Zeitpunkt in hohem Maße wirklichkeitsadäquat ein. Aber nur zögernd sind sie bereit, dies zur Konsequenz ‚freiwilliger‘ Verabschiedung aus dem Erwerbssystem zu führen. Das ist auch daran abzulesen, daß Berufsarbeit im System von persönlich bedeutsamer Wertorientierung auch bei jenen einen hohen Stellenwert behält, die sich gedanklich auf ein Leben ohne diese einzurichten begonnen haben“ (Hahn/Schön 1996, 101 f.).

Ich möchte nicht der Abkehr von sozialer Absicherung und Nachqualifizierung das Wort reden. „Arbeitslosigkeit ist ein stummer Gewaltakt“ (Morgenroth 1990, 7), der gesellschaftlichen Widerstand notwendig macht. Niemandem ist geholfen, wenn man

ihre Gewalt verharmlost. Aber ich möchte um dieses Widerstandes willen eine differente Perspektive zur Sprache bringen, die mit dem Markierungsgehalt des Außen für das Innen des Erwerbsarbeitscodes arbeitet. Denn Arbeitslose sind für eine Gesellschaft bezeichnend, gerade weil sie „draußen“ stehen. Ihr Verstummen markiert die Grenzen einer Gesellschaft, soziale Probleme zur Sprache zu bringen und zu lösen. Ihre unerhörte Existenz repräsentiert das Untergangspotential eines allgemeinen Codes und gerade deshalb eine Herausforderung für alle Mitglieder der Gesellschaft.

3. Darstellung von Arbeitslosigkeit durch Arbeitslose – Spracherwerb wider das gesellschaftliche Verstummen

Wer erwerbslos ist, ist nicht niemand, sondern gleichwohl jemand – doch muß er/sie lernen, an sich auch dann zu glauben, wenn ihr/ihm die Darstellungsmöglichkeiten des Erwerbsarbeitscodes verschlossen sind. Glaube bedarf stets des Ausdrucks; Arbeitslose haben keine gängige Sprache zur Verfügung, sich selbst darzustellen; sie benötigen einen neuen Zeichencode. Solche Zeichen zu entwickeln ist nicht leicht, wenn der allgemein anerkannte Code verschlossen ist.

Dieses Sprachproblem ist keine Privatsache der Arbeitslosen. Die Gesellschaft insgesamt muß es lösen, wenn sie nicht an der Innen-Außen-Differenz ihres primären Codes zerbrechen will. Die jeweilige Lösung ist ein Integral für die Fähigkeit eines Gemeinwesens, seine Grenzen zu überschreiten. Das ereignet sich aber nicht am grünen Tisch oder in normierten Talk-Shows, sondern von denen her, die diese Innen-Außen-Differenz erfahren, den Arbeitslosen selbst. Ihre Weiterbildung kann sich nicht in fürsorglicher Beschäftigung erschöpfen, um Widerstandspotential ruhigzustellen; sie ist vielmehr die Basis, die Widerständigkeit ihrer Existenz zur Sprache zu bringen. Was Menschen in der Arbeitslosigkeit erfahren, geht alle an, weil es erstens alle potentiell bedroht und zweitens für alle eine Sprachgrenze verkörpert. Der Reichtum einer Kultur bemißt sich nach Egon Fridell an der Größe ihrer Probleme – aber nur, wenn sie lernt, diese zu benennen.

Damit ist nicht gesagt, Arbeitslose seien ein versteckter Reichtum für eine Gesellschaft;

das wäre blanker Zynismus. Aber damit ist gesagt: Arbeitslose repräsentieren das Potential für Alternativen in der Gesellschaft. Zu lernen, die Arbeitslosigkeit zur Sprache zu bringen, bedeutet, Codes zu entwickeln, die dem gesellschaftlichen Verstummen vor Schicksalsfragen widerstehen. Arbeitslose sind ein Widerstandspotential in der Gesellschaft; sie zeigen an, worin die normale Ordnung der Dinge inhuman ist. Vor diesem Scheitern die Augen zu verschließen bedeutet, ihm ausweglos zu verfallen. Wer Arbeitslose sprachfähig macht, leistet einen Dienst an der Humanität aller. Wenn die Erwerbsarbeit das Lebenszeichen einer Gesellschaft ist, dann sind die Arbeitslosen die Wegmarke ihrer Bedrohung. Das zur Sprache zu bringen, ist eine Arbeit wider den Untergang der Humanität des Lebens. Aus einer solchen Arbeit bilden sich in der Regel Menschenrechte. Ohne die Sprachfähigkeit von Arbeitslosen über ihre Arbeitslosigkeit kann eine Gesellschaft nicht wissen, was das Recht auf Arbeit bedeutet. Sie wird es lernen, oder sie geht mit der Massenarbeitslosigkeit unter.

Hier entsteht zugleich ein Ort, an dem die Kirche und ihre Verkündigung Bedeutung gewinnt. Es gehört zur Evangelisierung, den Arbeitslosen eine Basis zu geben, sich zu Wort zu melden. Besonders die religiöse Praxis der Kirche stellt dafür eine Sprache bereit. Das gilt nicht nur von karitativen Aktionen oder Hirtenworten, sondern auch von Frömmigkeit und Liturgie. Gerade der Sonntag bringt eine Alternative zum Erwerbscode zu Wort. Arbeitslosen-Gottesdienste sind religiöse Zeichen wider die Ausgrenzung von Millionen Menschen; sie schaffen keine Arbeitsplätze, aber durchbrechen das Verstummen über die Bedrohung aller. Und warum soll nicht ein Altar an Fronleichnam beim stillgelegten Betrieb sein?

Nutzt die Kirche ihre religiöse Basis in dieser Weise, dann verschafft sie dem Gehör, was im gesellschaftlichen Getriebe unerhört ist. Dafür zahlt sie den Preis, in Konflikte zu geraten. Sie erhält jedoch als Gegengabe mehr zurück, als dieses Opfer kostet. Ihr entsteht eine Basis, sich selbst des Evangeliums zu vergegenwärtigen. Denn Arbeitslose, deren Erfahrungen in der Gesellschaft zu Wort kommen, sind ein Zeichen der Zeit.

Diesen Begriff hat Johannes XXIII. mit

Pacem in terris in die Lehramtssprache der katholischen Kirche eingeführt (vgl. KAB 1977, 271–320); unter ihn fallen u. a. die Arbeiterfrage, die Frauenfrage, die Entkolonisierung der Völker, die Forderung nach Grundrechtskatalogen in Verfassungen. Im heutigen Europa zählt dazu die Suche nach Gerechtigkeit gegenüber Arbeitslosen. Das spiegelt sich auch im Gemeinsamen Sozialwort der Kirchen vom Frühjahr 1997: „(49) In Deutschland und in den anderen Mitgliedsstaaten der EU stellt die anhaltende Massenarbeitslosigkeit die drängendste politische, wirtschaftliche und soziale Herausforderung dar. Die katastrophale Lage auf dem Arbeitsmarkt ist weder für die betroffenen Menschen noch für den sozialen Rechtsstaat hinnehmbar“ (Gemeinsames Sozialwort 1997, 25).

Solche Tatsachen gehören nicht in die Randbereiche der Darstellung des Glaubens, sondern betreffen den Zugang zu seiner Botschaft. In der Nummer 4 der Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanums werden die Zeichen der Zeit und die Deutung des Evangeliums gegenübergestellt, „so daß sie [= die Kirche] in einer der jeweiligen Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben kann“ (DH 4304). Will die Kirche mit ihrem Evangelium unter den Menschen so zu Wort kommen, daß sie in den Lebensfragen Weiterführendes zu sagen hat, dann bedarf sie der Kenntnis der Zeichen der Zeit. Diese Zeichen sind nicht der Glaube, sondern stehen ihm gegenüber; aber für eine Darstellung des Glaubens, die in der Gegenwart bedeutsam wird, ist ihre Kenntnis konstitutiv. Um sich selbst die eigene Botschaft zu vergegenwärtigen, ist die Kirche auf die Konfrontation mit der humanen Situation der jeweiligen Zeit angewiesen; sie benennt gerade diese Situation in den Zeichen der Zeit. Ohne die Fähigkeit, Hoffnung wie Bedrohung in der eigenen Zeit zu markieren, kann sie nicht jenes Evangelium präsentieren, für dessen Verkündigung sie existiert. Fürchtet sie diese Konfrontation, wird sie nicht bloß an dieser Zeit, sondern gerade an ihrem eigenen Auftrag scheitern. Stellt sie sich jedoch auf den Bruch der Zeit, den die Erfahrungen von Ar-

beitslosen markieren, wird sie selbst zur Sprache des Evangeliums finden.

Die Kenntnis der Zeichen der Zeit fällt nicht vom Himmel und auch nicht die dem Evangelium gemäße Sprache; beides entsteht in der Aufmerksamkeit für gesellschaftliche Differenzen, in denen das Leben von Menschen angetastet und bedroht wird. Das ist bei der Arbeitslosigkeit der Fall. Sie ist in vielen Statistiken und Untersuchungen greifbar. Die Sprache von Arbeitslosen über ihre Arbeitslosigkeit jedoch bringt eine eigene Perspektive, die für die Wahrnehmung der humanen Bedeutung der Arbeit unverzichtbar ist. Sich dem auch institutionell auszusetzen, gehört für die Kirche zum Glauben an das Evangelium. Orte bereitzustellen, an denen Arbeitslose ihre Erfahrungen gesellschaftlich zu Wort bringen, kann der spezifische Beitrag der Kirchen gegen die soziale Pest der Arbeitslosigkeit sein. Darin liegt eine ökumenische Perspektive und eine gesellschaftliche Brisanz, wie das Gemeinsame Sozialwort belegt. Dem Sprachverlust von Arbeitslosen zu wehren löst die Kirche aus der Nische, in der sie gesellschaftliche Mächte und Gewalten gerne ansiedeln. Denn gerade das Draußen-Stehen der Arbeitslosen gibt ihr die Chance, in ein wirksames Gegenüber zur Gesellschaft zu treten, ohne dabei in ein Ghetto zu stolpern. Die Solidarität mit ihnen bringt sie mitten in die Zeit hinein und zugleich gegen deren Strom. Das ist für die Kirche nicht Fluch, sondern Segen; denn was sie zu sagen hat, findet sich an der Quelle des Stromes, nicht im gemächlichen Treiben zur Mündung.

Literatur

Dieter Görs, Zur gegenwärtigen Diskussion über Übernehmenskultur und betrieblich-unternehmerische Weiterbildung, in: *Peter Alheit – Klaus Körber – Ursula Rabe-Kleberg*, Abschied von der Lohnarbeit? Diskussionsbeiträge zu einem erweiterten Arbeitsbegriff, Bremen 1990 (Forschungsschwerpunkt Arbeit und Bildung Bd. 12), 82–103; *Toni Hahn – Gerhard Schön*, Arbeitslos – chancenlos? Verläufe von Arbeitslosigkeit in Ostdeutschland, Opladen 1996; *Siegfried Heinemeier*, Zeitstrukturkrisen. Biographische Interviews mit Arbeitslosen, Opladen 1991; *Marie Jahoda – Paul F. Lazarsfeld – Hans Zeisel*, Die Arbeitslosen von Marienthal. Ein soziographischer Versuch über die Wirkungen langandauernder Arbeitslosigkeit. Mit einem Anhang zur Geschichte der Soziographie (Erstveröffentlichung Leipzig 1933), Frankfurt 1975; KAB (Hg.), *Texte zur katholischen Soziallehre*. 4., erw. Auflage. o. O.: Bundesverband der

Katholischen Arbeitnehmer-Bewegung 1977; *Christine Morgenroth*, Sprachloser Widerstand. Zur Sozialpathologie der Lebenswelt von Arbeitslosen, Frankfurt 1990; *Sabine Reh*, „Man gibt uns Unterricht statt Brot“. Arbeitslosenbildung zwischen Arbeitsmarktpolitik und Wohlfahrtspflege in Hamburg 1914–1933, Hamburg 1995; Gemeinsames Sozialwort: Für eine Zukunft in Solidarität und Gerechtigkeit. Wort des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland und der Deutschen Bischofskonferenz zur wirtschaftlichen und sozialen Lage in Deutschland, hg. vom Kirchenamt der Evangel. Kirche in Deutschland, Herrenhäuser Str. 12, 30419 Hannover, und vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Kaiserstraße 163, 53113 Bonn 1997.

▀ Gabriele Bußmann

Eröffnung von Gegenwelten zur Arbeitsgesellschaft durch religionspädagogisches Handeln

Infolge der Abnahme von Erwerbsarbeit insbesondere in Produktion und Verwaltung und der Schwierigkeit, die (in Zukunft eher noch zunehmenden) Aufgaben auf medizinischem, sozialem, pädagogischem, wissenschaftlichem usw. Gebiet bezahlen und die gesamte Erwerbsarbeit auf möglichst viele Menschen aufteilen zu können, wird es in Zukunft zur biographischen Normalerfahrung gehören, wenigstens phasenweise von Erwerbsarbeit ausgeschlossen zu sein. Auch wenn das noch nicht das „Ende der Erwerbsarbeitsgesellschaft“ bedeutet, wird die integrierende Kraft der Berufsrolle als lebensstrukturierendes Prinzip an Bedeutung verlieren. Daher bedarf es neuer Formen an Identitätsbildung wie Sensibilität für den Sinn und die Leistungsfähigkeit solidarischen Denkens und Handelns, Sinnerfahrung sozialen Engagements, sinnvolle Zeitgestaltung jenseits bezahlter Arbeit, Freizeitgestaltung jenseits einer Konsumorientierung. Die Kirche kann mit ihrem gesamten Leben und Wirken zur Entwicklung dieser neuen Identität beitragen. Beispielhaft werden im folgenden Möglichkeiten des Religionsunterrichts aufgezeigt. red

1. Ausverkauft: Kein Zutritt mehr

Als vor einiger Zeit die Ergebnisse der Shell-Studie '97 veröffentlicht wurden, ging ein Ruck durch die Medien – aber leider nur durch die Medien und bezeichnenderweise

nicht gleichzeitig auch durch unsere kirchliche, pädagogische und politische Landschaft. Dabei hätten die Ergebnisse dieser Studie doch gerade letztere aufrütteln müssen, denn: *Jugendliche haben Angst vor Arbeitslosigkeit*. Diese Angst dominiert das Lebensgefühl vieler Jugendlicher und berührt sowohl die Wahrnehmung ihrer Gegenwart als auch den Entwurf ihrer Zukunftsmöglichkeiten. Demgegenüber sind die eher klassischen Identitätsfragen mit ihren Erschütterungen und Turbulenzen in den Hintergrund getreten.¹

Diese Angst vor Arbeitslosigkeit lediglich als „Übergangsangst des Jugendalters“ zu bagatellisieren funktioniert nicht. Im Gegenteil, sie ist deswegen so dramatisch, weil sie exakt den Kern dessen trifft, worauf die ökonomische Entwicklung unserer Gesellschaft zusteuert: Die verfügbare Erwerbsarbeit wird so knapp werden, daß es für die Mehrheit der Menschen in unserer Gesellschaft zur biographischen Normalerfahrung gehören wird, phasenweise (wenn nicht sogar dauerhaft) von Erwerbsarbeit ausgeschlossen zu werden. Trotz steigender Gewinne werden in vielen Bereichen der Wirtschaft keine neuen Stellen geschaffen, und im Bereich der Dienstleistungen hat der Stellenabbau, wie er durch Rationalisierung und Technisierung möglich ist, gerade erst begonnen.²

Mittel- bis langfristig wird dies den Zusammenbruch der integrierenden Kraft der Berufsrolle als lebensstrukturierendes Prinzip bedeuten. Damit gerät auch ein wesentliches Sinnstiftungspotential in die Krise, das bisher gerade auch für Jugendliche und junge Erwachsene zur Verfügung stand. Jugendliche erweisen sich folglich mit ihrer Angst vor Arbeitslosigkeit als Seismograph für sich aktuell abzeichnende gesellschaftliche Krisen und Problemlagen. Ihr Mißtrauen in die Kompetenz politischer Gremien, diese Probleme konstruktiv zu bewältigen, trifft exakt das Problem, daß die gegenwärtig gehandelten politischen Beschwörungsformeln und Rezepturen sich dem Problem in seiner ganzen Schärfe überhaupt nicht stellen, ge-

¹ Vgl. Jugend '97. Zukunftsperspektiven – Gesellschaftliches Engagement – Politische Orientierungen: Jugendwerk der Deutschen Shell (Hg.), Opladen 1997.

² Vgl. *Jeremy Rifkin*, Das Ende der Arbeit und ihre Zukunft, Frankfurt (4) 1996.